

Soziologie

Aus dem Inhalt

- Manfred Mai:
Soziologie als »Marke«
- Symposion:
Was ist Netzwerkforschung?
- Silke van Dyk, Tilman Reitz:
*Projektförmige Polis und akademische Prekarität
im universitären Feudalsystem*
- Tino Heim:
*Für eine kompromisslose Diskussion der Modi
von Wissensarbeit*
- Antonia Schmid, Thorsten Thiel:
*Fachgesellschaften und der Kampf für gute Arbeit
in der Wissenschaft*

SOZIOLOGIE

FORUM

DER DEUTSCHEN GESELLSCHAFT FÜR SOZIOLOGIE

Heft 1 • 2017

Herausgeber im Auftrag von Konzil und Vorstand der Deutschen Gesellschaft für Soziologie:

Prof. Dr. Georg Vobruba (verantwortlich im Sinne des Presserechts).

Redaktion: Prof. Dr. Sylke Nissen und Dipl. Pol. Karin Lange, Universität Leipzig,
Institut für Soziologie, Beethovenstraße 15, D-04107 Leipzig,

E-Mail: soz-red@sozio.uni-leipzig.de, Tel.: 0341/9735 648 (Redaktion) oder -641
(G. Vobruba), Fax: 0341/9735 669.

Vorsitzender der Deutschen Gesellschaft für Soziologie:

Prof. Dr. Stephan Lessenich, Ludwig-Maximilians-Universität München,
Institut für Soziologie, Konradstraße 6, D-80801 München,

E-Mail: stephan.lessenich@uni-muenchen.de.

Vorstands- und Vorsitzarbeit: Dr. Sonja Schnitzler,

Kulturwissenschaftliches Institut NRW, Goethestraße 31, D-45128 Essen,

E-Mail: sonja.schnitzler@kwi-nrw.de, Tel.: 0201/72 04 208, Fax 0201/72 04 111.

Schatzmeisterin: Prof. Dr. Nicole Burzan, TU Dortmund,

Fakultät 12: Erziehungswissenschaft und Soziologie, Emil-Figge-Straße 50,

D-44227 Dortmund, E-Mail: nicole.burzan@fk12.tu-dortmund.de,

Tel.: 0231/ 755 7135, Fax: 0231/755 6509.

Aufnahmeanträge auf der Homepage der DGS: <http://www.soziologie.de>

Soziologie erscheint viermal im Jahr zu Beginn eines Quartals. Redaktionsschluss ist jeweils sechs Wochen vorher. Für Mitglieder der DGS ist der Bezug der Zeitschrift im Mitgliedsbeitrag enthalten. Beiträge in der *Soziologie* werden erfasst in CSA Sociological Abstracts (San Diego) und SOLIS (Bonn).

Campus Verlag GmbH, Kurfürstenstraße 49, 60486 Frankfurt am Main, www.campus.de

Geschäftsführung: Marianne Rübemann

Programmleitung: Dr. Judith Wilke-Primavesi

Anzeigenbetreuung: Stefan Schöpfer, 0 69/97 65 16-32, schoepper@campus.de

Abonnementbetreuung: HGV Hanseatische Gesellschaft für Verlagsservice, Holzwiesenstraße 2,
72127 Kusterdingen, E-Mail: journals@hgv-online.de, Tel: 07071 9353-16, Fax: -3030

Bezugsmöglichkeiten für Nichtmitglieder der DGS:

Jährlich erscheinen vier Hefte. Jahresabonnement privat 70 €;

Jahresabonnement Bibliotheken/Institutionen 110 € print / 177 € digital (nach FTE-Staffel);

Jahresabonnement Studenten/Emerit 30 €.

Alle Preise zuzüglich Versandkosten. Alle Preise und Versandkosten unterliegen der Preisbindung. Kündigungen des Abonnements müssen spätestens sechs Wochen vor Ablauf des Bezugszeitraums schriftlich mit Nennung der Kundennummer erfolgen.

© Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2017

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil dieser Zeitschrift darf ohne schriftliche Genehmigung des Verlages vervielfältigt oder verbreitet werden. Unter dieses Verbot fällt insbesondere die gewerbliche Vervielfältigung per Kopie, die Aufnahme in elektronische Datenbanken und die Vervielfältigung auf CD-Rom und allen anderen elektronischen Datenträgern.

Druck: Beltz Bad Langensalza GmbH

ISSN 0340-918X

Inhalt

Editorial	5
-----------------	---

Identität und Interdisziplinarität

Manfred Mai Soziologie als »Marke«	7
--	---

Forschen, Lehren, Lernen

Symposion: Was ist Netzwerkforschung?	17
---	----

Silke van Dyk, Tilman Reitz Projektförmige Polis und akademische Prekarität im universitären Feudalsystem	62
--	----

Tino Heim Für eine kompromisslose Diskussion der Modi von Wissensarbeit	74
--	----

Antonia Schmid, Thorsten Thiel Fachgesellschaften und der Kampf für gute Arbeit in der Wissenschaft.....	86
---	----

DGS-Nachrichten

Veränderungen in der Mitgliedschaft	94
---	----

Berichte aus den Sektionen und Arbeitsgruppen

<i>Sektionen</i> Biographieforschung und Frauen- und Geschlechterforschung	96
<i>Sektion</i> Frauen- und Geschlechterforschung	99
<i>Sektion</i> Kulturosoziologie	102
<i>Sektion</i> Medizin- und Gesundheitssoziologie	105

Nachrichten aus der Soziologie

Stefan Hirschauer	
Theoretische Sozialforschung. Laudatio für Karin Knorr Cetina	107
Habilitationen	114
Otto-Borst-Preis 2017	115
Dissertationspreis der Sektion Stadt- und Regionalsoziologie	116
ASI-Nachwuchspreis 2017	117
Call for Papers	119
Human Dimensions of Environmental Risks • (Un)Making Europe: Capitalism, Solidarities, Subjectivities	
Tagungen	123
Spring School »Wissenssoziologische Diskursanalyse«	
Autorinnen und Autoren	125
Abstracts	128

Einsamkeit,

liebe Kolleginnen und Kollegen,

ist kein Thema für die Soziologie? Doch, ist es.

Man erkennt dies etwa an den Versuchen in der Ökonomie, von Robinsonaden auszugehen. Dabei geht es darum, Ressourcen und Präferenzen in unterschiedlichen Zeithorizonten als ökonomische Grundtatsachen zu stilisieren und dabei von Gesellschaft zu abstrahieren. Das geht natürlich schief und spricht nur für die selektive Lektüre des Romans. Denn längst bevor Freitag kommt, ist Gesellschaft auf Robinsons Insel präsent, teils als Gebrauchsgegenstände, die mit ihm an Land geschwemmt wurden, teils als schmerzhaft erlebtes Defizit. Gesellschaft, die nicht greifbar ist: Das ist Einsamkeit.

Vormodern einsam ist der Eremit, mit der Ausbreitung der Moderne auch in den Wäldern freilich sinkt sein Ansehen und es artikulieren sich Zweifel an seiner Authentizität. Vielleicht handelt es sich schlicht um einen Säufer – so die Erfahrung von Wilhelm Buschs Herrn Knopp: »hiermit senkt der Eremit sich nach hinten, Knopp entflieht«. Moderne Einsamkeit findet in der Stadt statt. Was macht der Dandy, was macht der Flaneur? Im Wesentlichen: Sie sind allein. Kann man auch zu zweit flanieren? Natürlich geht das. Aber nicht wirklich. Weil man anders angeschaut wird. Dandy und Flaneur sind Städter. Oder haben Sie schon mal einen Bauern flanieren gesehen? »Einsamkeit« ist ein Schlüssel zum Verständnis der Stadt. Genauer: zum soziologischen Verstehen des Verständnisses der Stadt.

Öffentliche Einsamkeit ist die Kunst, derart einsam zu sein, dass es viele merken. Der Begriff wurde geprägt, um die Haltung von Arnold Schönberg zu charakterisieren (Ich verlasse mich hier auf: Heinz Steinert, Adorno in Wien. Über die (Un-)Möglichkeit von Kultur, Kunst und Befreiung. Wien 1989) Schönberg reagierte auf die bitteren Erfahrungen der öffentlichen Ablehnung seiner Musik, indem er Privatkonzerte veranstaltete (bei denen auch Beifall verboten war), für wenige, ausgesuchte Zuhörer. Adorno, der über Jahre Anschluss an den Kreis um Schönberg suchte und fand, übertrug die Position auf den Intellektuellen, von dem er »unverbrüchliche Einsamkeit« verlangt als die einzig noch mögliche Form von Solidarität. Aber diese Haltung hat Kosten. So wie der Künstler vor der misslichen Alternative steht, entweder zu betteln oder sich Großmäzenen

auszuliefern, steht der kritische Theoretiker vor der Alternative: Resignation oder Versuchung durch Macht.

Ein anderer Großmeister der öffentlichen Einsamkeit ist Marcel Duchamp. Seine ihm wichtigsten Arbeiten fanden, miniaturisiert, in einer Schachtel Platz. Nicht mehr als 69 Items sind das. Seine Version öffentlicher Einsamkeit war Reaktion auf den frühen Erfolg und Überlebensstrategie als Migrant. Beruf? »Respirateur« antwortete er einmal. »Das Schweigen von Marcel Duchamp wird überbewertet«, kommentiert Joseph Beuys im Jahr 1964. Was will er uns damit sagen? Egal. Jedenfalls macht er auf das Schweigen von Duchamp aufmerksam, arbeitet an dessen öffentlichen Einsamkeit also mit. Außerdem wird dieser Satz vermutlich genauso überschätzt.

Extremer noch ist Andy Warhol. Warhol gelingt das Kunststück der Paradoxie, die Frage nach dem tieferen Sinn seines Werkes virulent zu halten und zugleich glaubhaft zu kommunizieren, dass schlicht nichts dahinter steckt. Heute erübrigt es sich, nach einer Seite hin Stellung zu nehmen. Denn das Werk Warhols hat diese Paradoxie längst inkludiert.

Öffentliche Einsamkeit klappt dort, wo sie darauf bauen kann, dass Öffentlichkeit schon da ist. Man kann nicht aus dem Stand öffentlich einsam sein. Die Position muss man sich hart erarbeiten. Miles Davis spielte seit den 70er Jahren mit dem Rücken zum Publikum, aber eben: vor Publikum. Bei Schönberg und später bei Horkheimer/Adorno war das viel tragischer. Das wollte erst einmal wirklich niemand hören. Die »Flaschenpost« ist Robinsons einziges Kommunikationsmittel.

Ihr

Georg Vobruba

Soziologie als »Marke«

Anmerkungen zum Markenkern und zur kulturellen Hegemonie der Soziologie

Manfred Mai

Der Beitrag von Jan-Felix Schrape über »Soziologie als »Marke« (Schrape 2016) zeichnet ein treffendes und originelles Bild der Soziologie. Es ist allerdings auf die akademische Soziologie beschränkt. Zum Markenkern der Soziologie gehört aber auch die Verbreitung ihrer Begriffe, Denk- und Sprechweisen außerhalb der Universitäten – vor allem in Politik und Medien. Die Hauptursachen dafür sind die erfolgreiche Etablierung zahlreicher Soziologinnen und Soziologen in außeruniversitären Berufsfeldern und der hohe Bedarf an Politikberatung.

Soziologinnen und Soziologen in der Praxis

Der massive Ausbau soziologischer Studienplätze in den 1970er Jahren hat zu einer stattlichen Anzahl Absolventinnen und Absolventen der Soziologie geführt, die sich in einigen, bislang eher für andere Studiengänge vorgesehenen Berufsfeldern etabliert haben. Es handelt sich dabei nicht nur um Tätigkeiten, die relativ nah an den professionellen Kompetenzen der Soziologie sind, wie das Erheben und Auswerten von Daten. Häufig werden derartige Stellen als »Referenten« für einen bestimmten Bereich oder als »Assistenzen« für Geschäftsführungen ausgeschrieben. Nicht selten folgt nach diesen beruflichen Einstiegsstellen eine echte Karriere.

Spätestens seit den 1980er Jahren haben immer mehr Soziologinnen und Soziologen weitere Berufsfelder erobert und das auf allen Stufen der Hierarchie – vom einfachen Referenten bis zum Geschäftsführer, zur Staatssekretärin oder Chefredakteurin. Anfangs noch als Exoten belächelt, sind sie heute fast überall zu finden. Das Studium der Soziologie qualifiziert für eine Menge von Tätigkeiten und Berufsfeldern, die allerdings primär nicht der Soziologie zugerechnet werden. Der Ruf der Soziologie und ihrer Absolventen bei potenziellen Arbeitgebern war noch in den 1970er Jahren alles andere als positiv. Hinzu kommt, dass es kein exklusives Berufsfeld gab und eigentlich immer noch nicht gibt. Als Generalisten galten demgegenüber traditionell Juristen und Ökonomen, während man bei Soziologen eher dachte, dass sie zwar zu allem fähig, aber zu nichts zu gebrauchen seien. Dieses Klischee gilt längst nicht mehr, zumal auch Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in Personalabteilungen nicht selten Soziologie studiert haben und bei Bewerbern schon mal fragen, was genau der Studienschwerpunkt war und bei wem das Studium abgeschlossen wurde. Soziologinnen und Soziologen haben in den letzten Jahrzehnten zahlreiche Nischen in Berufsfeldern außerhalb der Wissenschaft erobert und ausgebaut. Wo einmal ein Soziologe oder eine Soziologin tätig ist, wächst die Chance, dass weitere nachrücken. Die Soziologie hat auch außerhalb der Universität ihre Seilschaften.

Zahlreiche Absolventinnen und Absolventen der Soziologie arbeiten in den Medien, Verwaltungen, Verbänden, Stiftungen, Parteien, Agenturen oder Unternehmen. Wie viele genau das sind, weiß niemand. In der Berufsstatistik werden zwar Berufsbezeichnungen erhoben, aber nicht das absolvierte Studium. Auch umgekehrt weiß man nicht, unter welcher Berufsbezeichnung die Absolventen tätig sind. Nur grob lässt sich sagen, in welchen Bereichen sie nach dem Studium anfangen. Verbleibstudien (Brüderl, Reimer 2001) sind ebenfalls ungenau, da sie die individuellen Verläufe der Karrierewege innerhalb eines Berufsfeldes nicht kennen (können), sondern nur Angaben darüber machen, nach welcher Zeit Absolventen wo einen Arbeitsplatz gefunden haben.

In der Regel ändern sich für einen Akademiker nach einer Phase des Berufseinstiegs in einer Institution die Bezeichnungen. Aus Soziologen werden dann zum Beispiel Projektmanager, Gruppenleiter, Consultants, Regierungsangestellte, Amtsleiterinnen. Je mehr sich Soziologinnen und Soziologen etablieren, umso mehr verlieren sie einen Teil ihrer fachlichen Identität, ohne sie jemals ganz aufzugeben. Was sie für den Aufstieg benö-

tigen und berufsbegleitend erlernen, sind vor allem Kommunikations- und Führungskompetenzen sowie fach- und organisationspezifisches Wissen. Was sie nicht aufgeben, ist aber auch ein Teil des »Markenkerns« der Soziologie: ihre fachliche Identität. Das geht anderen Akademikern nicht anders. Wer in der Hierarchie aufsteigt, versteht sich nicht mehr nur als Volkswirtin oder Ingenieur, sondern definiert sich über die Funktion als Abteilungsleiter, Geschäftsführerin oder CEO. Auch für Soziologen gilt: Sie machen erst dann Karriere, wenn sie nicht mehr als Soziologen arbeiten und sich dann auch nicht mehr in erster Linie so nennen. Daher die statistische Grauzone der zahlreichen Verbleibstudien.

Soziologie als Stichwortgeber für Politik und Medien

Der Einfluss der Soziologie zeigt sich nicht nur in den öffentlichen Kontroversen über den Zeitgeist und seine Krisen. Natürlich kann man den großen Stichwortgebern der Bonner Republik nachtrauern – Helmut Schelsky, Ralf Dahrendorf, Erwin K. Scheuch, Jürgen Habermas, Ludwig von Friedeburg und anderen, die mit ihren Themen von der Technokratie bis zum Bildungsnotstand Agendasetter par excellence waren. Vor allem aber haben sie alle nachhaltig Einfluss auf die Politik gehabt¹ und zum Ausbau der Studienplätze in der Soziologie beigetragen.² Heute stoßen führende Vertreter der Soziologie eher Fachdiskussionen in einem Teilbereich der Gesellschaft an und auch das nicht gerade nachhaltig. Die Debatte zum Beispiel über die Rückkehr des Nationalstaats zwischen Streeck und Habermas (Höpner 2013) erzielte nicht annähernd die öffentliche Resonanz wie seinerzeit die Studie von Scheuch über den Kölner Parteienfilz oder der Befund eines Bildungsnotstands von Dahrendorf. Soziologische Debatten, die es heute wenigstens ins Feuilleton schaffen, finden eher an den Rändern der Soziologie statt und hinterlassen zuweilen einen zwiespäl-

1 Dahrendorf und von Friedeburg waren sogar aktive Politiker.

2 »Mehr als 4.000 Studenten haben an Deutschlands Universitäten das Hauptfach Soziologie gewählt – fünfmal mehr als noch vor sieben Jahren. Doch zu was und zu welchem Ende sie studieren, bleibt häufig im Dunkeln.« (Der Spiegel 22/1968)

tigen Eindruck, wie etwa die Verleihung des Adorno-Preises 2012 an Judith Butler.³

Derartige Debatten sind aber nur *ein* Aspekt des Markenkerns: der der Sichtbarkeit der Soziologie als akademische Disziplin und die ihrer prominenten Fachvertreterinnen und -vertreter. Der Bedeutungsverlust der Soziologie als Stichwortgeber gesellschaftsweiter Debatten wird durch die Unsichtbarkeit ihrer zahlreicher werdenden Fachvertreter in gesellschaftlichen Institutionen zwar nicht kompensiert, aber um eine wichtige Dimension erweitert, die es früher kaum gab: Das ist die gestiegene Präsenz soziologischer Begriffe und Denkweisen im Handeln wichtiger Institutionen und ihrer Repräsentanten.

Der spanische Soziologe César Rendueles, Professor an der Universität Madrid, spricht gar vom »Scheitern der Sozialwissenschaften«:

»Niemand kennt heute Modesozio­logen, -ökonomen oder -pädago­gen. Skinner, Galbraith, Dahrendorf ... ? Nie gehört. Trotzdem verhalten wir uns, als würde unser Leben vom Dekan einer sozialwissenschaftlichen Fakultät dirigiert. Würde man einer Runde von Rational-Choice-Theoretikern, Psychoanalytikern und Pädagogen den Auftrag geben, sich auf Mindestanforderungen zu einigen, die gegeben sein müssen, damit soziale Beziehungen entstehen können, käme dabei vermutlich so etwas wie *Facebook* heraus.« (Rendueles 2015: 250)

Rendueles fasst den Begriff Sozialwissenschaften etwas breiter⁴ und vor allem die Ökonomen kriegen »ihr Fett weg«. Aber vieles von der Kritik Rendueles trifft auch für die Soziologie zu.

Akademische und angewandte Soziologie

Eine Folge der Ausweitung der Studienkapazitäten in der Soziologie ist, dass immer mehr Soziologen in Stiftungen, Verbänden, Medien und anderen Institutionen Studien erstellen, die von anderen Medien und von politischen Akteuren wie Verbänden, Parteien und anderen aufgegriffen werden. Es gibt heute keinen Politikbereich, in dem sozialwissenschaftliche Exper-

3 »Die Torheit, akademische Reputation von politischer Einsichtsfähigkeit zu trennen, rächt sich. Man kann akademischer Showstar und realitätsferner politischer Dummkopf zugleich sein – siehe Judith Butler.« (Claussen 2012)

4 Auch in dem Beitrag von Schrape werden die Politikwissenschaftler Fukuyama und Huntington als Soziologen vereinnahmt.

tisen keine Rolle spielen. Ob Bedarf an Pflegekräften in einer bestimmten Region, an Facharbeitern in einer bestimmten Branche oder an IT-Kompetenzen für die »Industrie 4.0« – alles dies wird regelmäßig von Fachverbänden, Kammern, Gewerkschaften und Behörden erhoben, ausgewertet und politisch bewertet. Schließlich greifen Parteien, Parlamente und Ministerien derartige Expertisen auf und reagieren darauf mit Gegenexpertisen, Stellungnahmen oder mit Maßnahmen.

An allen diesen Phasen der Politikberatung sind Soziologinnen und Soziologen beteiligt – sei es als Autorinnen oder als »Übersetzer« für die Leitungsebene. Es ist nicht ungewöhnlich, dass eine soziologische Studie zum Beispiel über den Frauenanteil an Hochschulen (Kortendiek et al. 2013) von Soziologinnen in den Parlamenten (konkret: von der Assistentin einer Fraktion oder einer Abgeordneten) ausgewertet wird und die zuständige Wissenschaftsministerin – ebenfalls Sozialwissenschaftlerin – dazu im Parlament Stellung bezieht, nachdem ihr die Gleichstellungsbeauftragte ihres Ministeriums die Auswertung des Reports als Vorbereitung mitgegeben hat. Die entsprechende Aussprache im Parlamentsausschuss erinnert fast schon an ein soziologisches Seminar (Landtag Nordrhein-Westfalen 2014). Auch in der Pressestelle des Ministeriums klagt keiner über das »Soziologenchinesisch« des Berichts, weil man ja mit seiner Begrifflichkeit aus dem eigenen Studium vertraut ist.

Diskursive Hegemonie der Soziologie

Diese Soziologisierung von Politik und Medien gehört auch zum Markenkern der Soziologie und ist Teil ihrer Identität. Vor allem von den Medien und politischen Akteuren werden sozialwissenschaftliche Begriffe verwendet und kommuniziert. Man erkennt an Studien oder Berichten, ob sie von einem Juristen, Ökonomen oder Soziologen verfasst wurden. Das gilt selbst für Dokumente und die Kommunikation innerhalb von Institutionen, obwohl die Sprache in einer Organisation stark formalisiert ist. Entscheidungsvorlagen und Berichte innerhalb der öffentlichen Verwaltung müssen zum Beispiel sachlich und knapp gehalten werden.

Interne Berichte in einer Verwaltung haben einen fachlichen »Dialekt«: Soziologen verwenden andere Begriffe, setzen andere Schwerpunkte und argumentieren anders als zum Beispiel Juristinnen, die eher Rechtsquellen

zitimieren, oder Ökonomen, die gerne mit Zahlen argumentieren. Es ist bezeichnend, dass in fast allen Arbeitszimmern von Juristinnen Gesetzsammlungen stehen und viele Ökonomen zum Beispiel *Handelsblatt* oder *Wirtschaftswoche* wie eine zweite Tageszeitung lesen.⁵ Allein dadurch werden Probleme, Ereignisse und Aufgaben in einen bestimmten – rechtlichen bzw. ökonomischen – Kontext eingeordnet und entsprechende Begrifflichkeiten vorgegeben. Was für diese Fachvertreter sachlich erscheint, ist aus soziologischer Sicht eine bestimmte Realitätskonstruktion oder ein normativer Deutungsrahmen⁶ – und wäre eben deshalb zu relativieren und zu ergänzen.

Das mag vor allem daran liegen, dass Arbeitsgebiete von Juristinnen und Ökonomen rechtliche bzw. ökonomische Schwerpunkte haben. Aber bei Unternehmen, Verbänden und Verwaltungen können sich nach einer Phase des Berufseinstiegs die Zuständigkeiten erweitern oder ändern. Aus einem Spezialgebiet wie zum Beispiel »EU-Förderprogramme« wird dann eine größere Zuständigkeit beispielsweise für »Sozialpolitik«, die ein deutlich breiteres Kompetenzspektrum erfordert. Obwohl derartig breite Zuständigkeiten, wie sie in größeren Unternehmen, Verbänden und Ministerien typisch sind, kaum mit einer einzigen wissenschaftlichen Disziplin abzudecken sind, zeigt sich, dass die erlernte Qualifikation auch das Denken und Handeln in anderen Positionen prägt.

Expertisen von Soziologinnen und Soziologen verlieren sich in der Regel nicht in rechtlichen Details oder ökonomischen Standardmodellen. Allerdings sollte man als Soziologin oder Soziologe über ein Mindestmaß an Kenntnissen des jeweiligen Rechtsrahmens und der ökonomischen Randbedingungen verfügen – allein deshalb, um sich mit Vertretern anderer Abteilungen austauschen zu können. Es ist ein Manko, dass vor allem betriebs- und volkswirtschaftliches Grundwissen im Soziologiestudium kaum vorkommt und das Thema Wirtschaft nicht selten durch die Brille der Globalisierungs- und Kapitalismuskritik gesehen wird. Neben der gesellschaftlichen Notwendigkeit von innovativen Projekten müssen immer auch de-

⁵ Es sagt vielleicht einiges über den Gebrauchswert dieser Quellen aus, dass in kaum einem Arbeitszimmer eines Soziologen, der außerhalb der Wissenschaft arbeitet, Luhmann, Parsons oder Beck bzw. soziologische Fachzeitschriften zu finden sind. Chefredakteurin und Textchef der *Wirtschaftswoche* (Miriam Meckel und Sven Prange) sind übrigens beide Sozial- und Kommunikationswissenschaftler.

⁶ Nach Robert M. Entman (1993) besteht ein »Frame« aus der Definition, Bewertung und Interpretation eines Problems und einer Handlungsempfehlung. Alle diese Elemente werden durch die Struktur der erlernten Wissenschaft geprägt.

ren rechtliche und wirtschaftliche Möglichkeiten dargelegt werden. Wie könnte man sonst zum Beispiel in einer Sozialbehörde eine Haushaltsverhandlung über die Durchführung solcher Projekte führen?

Durch die Beteiligung unterschiedlicher Fachvertreter zum Beispiel in einem Ministerium an einem Projekt kann es zu Konflikten über die Deutungshoheit kommen: Ist der Bericht eines Ökonomen über die Folgen einer bestimmten Beschäftigungspolitik objektiver, weil er im Wesentlichen auf Kennziffern beruht oder der eines Juristen, der nur die rechtlichen Steuerungsinstrumente fokussiert? Oder der einer Soziologin, der auch qualitative und soziokulturelle Faktoren in den Blick nimmt? Hier geht es auch um Realitätskonstruktionen, die jeweils unterschiedliche politische Maßnahmen zur Konsequenz haben können.

Natürlich sehen Juristen nicht nur rechtsförmige Willenserklärungen, Ökonominnen nicht nur spieltheoretische Nutzenmaximierer und Soziologen nicht nur selbstreferentielle Funktionssysteme. Spätestens in der Praxis werden sie alle mit einer Welt konfrontiert, die wenig mit den abstrakten Modellwelten ihrer Disziplinen zu tun hat. Es ist aber ein Unterschied, ob zum Beispiel in Handlungsoptionen das rechtlich Erlaubte, das ökonomisch Mögliche oder das gesellschaftlich Notwendige akzentuiert wird. Ebenso ist es ein Unterschied, mit welchen Mitteln ein politischer Akteur ein Ziel erreichen will: mit wirtschaftlichen Anreizen, durch neue Gesetze oder durch die Einbindung von organisierten Interessen in Verhandlungssysteme, die formelle und informelle Elemente enthalten. Dabei spielen rechtliche und wirtschaftliche Aspekte natürlich ebenfalls eine Rolle. Aber sie sind Teil eines smarten Instrumentenmix aus formellen und informellen Elementen.

Der Markenkern der Soziologie besteht auch darin, diesen Instrumentenmix den Entscheidern überhaupt als eine Option zu zeigen. Wenn gesellschaftliche Probleme zum Beispiel nur als rechtliche konstruiert werden, bestünde jede Lösung aus einer weiteren Verrechtlichung. Die Politik hat die fragwürdige Tendenz zur Verrechtlichung bereits seit längerem erkannt und setzt bei der Lösung politischer Fragen stattdessen auf Verhandlungen mit den Adressaten. Ohne die soziologische Expertise über Implementation (Mayntz 1977) und Governance (Mayntz 2004; Mai 2016) wären die Verwaltungs- und Organisationsreformen der letzten Jahre nicht denkbar (Grunow 2014).

Während Soziologinnen und Soziologen bei der Erstellung und Implementation politischer Maßnahmen und Programme nur Mitbeteiligte sind,

schlägt ihre Stunde spätestens bei der Evaluierung. Ob alle diese Maßnahmen erfolgreich waren, ist eine Frage des Standpunkts. Im politischen und verbandlichen Spektrum finden sich soziologische Expertisen über den Erfolg dieser Programme, die den gesellschaftlichen und medialen Diskurs etwa in der Arbeitsmarkt-, Gesundheits- oder Sozialpolitik prägen. Je mehr gesellschaftliche Probleme soziologisch »gerahmt« und bearbeitet werden, umso mehr steigt der Bedarf an entsprechenden Expertisen.⁷

Auch der fast inflationäre Bezug auf Begriffe wie »Ausgrenzung«, »Prekariat« oder »Risikogesellschaft« in den Medien und in Parlamentsdebatten ist ein Indikator für die »Kulturelle Hegemonie« der Soziologie. Journalistinnen verwenden diese soziologischen Begriffe ebenso selbstverständlich wie Politiker, NGOs oder Verbandsfunktionäre. Entscheidend ist, dass die Soziologen in diesen Organisationen mit diesen Begriffen etwas verbinden und sie darauf hoffen können, dass diese Begriffe auch von anderen Akteuren verstanden werden. Ganze Politikbereiche wie Arbeit, Familie, Jugend, Demographie, Kultur und Soziales sind Domänen der Soziologie, weil in allen ihren Institutionen von Ministerien und Kulturämtern bis zu Gewerkschaften, NGOs und Sozialverbänden das soziologische Denken präsent ist. Ob eine gesellschaftliche Problematik wie

»zum Beispiel Einwanderung überhaupt als Problem gerahmt wird, ob sie wie ein Verbrechen oder wie ein Naturereignis verstanden wird, ob Einwanderer als Arbeitnehmer oder als Sozialleistungsempfänger in Erscheinung treten, all dies wird unterschiedliche Reaktionen auf Seiten des Zielstaates und unterschiedliche Lebensformen für die Einwanderer selbst bedeuten. [...] Die sinnhafte Erschließung der Welt durch das, was man als Diskurse bezeichnen kann, [...] ist zutiefst politisch, weil diese Zuschreibungen erstens grundlegend für unser kollektives Handeln und zweitens umkämpft sind.« (Nonhoff 2014: 51)

Aus der Sicht der reinen akademischen Lehre hat das alles wenig mit Soziologie zu tun: Da werden vermeintlich Grundbegriffe und soziologische Methoden bis zur Unkenntlichkeit verwischt. Das gilt im Übrigen für jede Wissenschaft. Die Praxis sieht immer anders aus, als es die Paradigmen im Verwaltungsrecht, BWL oder Politikwissenschaft lehren. Die politische Wirklichkeit ist nun einmal »unordentlich« (Héritier 1993: 435). Nur tut sich im Unterschied zu anderen Disziplinen die akademische Soziologie

⁷ Diese sich selbst verstärkende Dynamik hätte Schelsky (1978) sehr kritisch gesehen. Er warnte davor, dass der Sozialstaat seine eigene Klientel schafft, weil er immer neue Bedürfnisse weckt, die nie befriedigt werden können, und so mit seinen immer mehr betretenen Bürgern an seine finanziellen Grenzen kommt.

besonders schwer, die Theorie-Praxis-Differenz zu überbrücken. Dabei wäre das für die Studierenden der Soziologie enorm wichtig, abgesehen von vielen Anregungen für theoretische Fragestellungen.⁸

Fazit

In allen gesellschaftlich relevanten Institutionen und bei allen politischen Akteuren ist soziologische Expertise vorhanden. Zu beklagen ist allerdings, dass sich die Träger dieser Expertise von der akademisch institutionalisierten Soziologie weitgehend abgekoppelt haben. Die Theorie-Praxis-Kluft scheint in der Soziologie größer als bei anderen Disziplinen.

Dennoch: Die Verständigung über institutionelle Grenzen hinweg im Medium soziologischer Begriffe und Argumentationen ist keine geringe Leistung der Soziologie, die noch in den 1960er Jahren den Marsch durch die Institutionen mit dem Ziel ihrer Veränderung forderte und stattdessen im »Höheren Dienst« gelandet ist. Die Anhänger von Norbert Elias, Robert Merton und Niklas Luhmann könnten darüber streiten, ob es sich bei dem Erfolg der Soziologie in Wirtschaft, Gesellschaft und Politik um eine nicht-intendierte Folge intendierten Handelns oder um einen Beleg für die Kontingenz zielgerichteter Interventionen handelt. Fest steht: Die »Marke Soziologie« umfasst mehr als nur die akademische Lehre und ihre Vertreterinnen.

⁸ Wie viele Professorinnen und Professoren der Soziologie haben denn vor ihrer Berufung außerhalb der Wissenschaft gearbeitet? An Fachhochschulen müssen es mindestens drei Jahre sein. Für eine Berufung an eine Universität ist Praxiserfahrung kaum relevant. Viele halten es für ausreichend, empirische Studien zu machen oder in der Lebenswelt ihres Milieus verankert zu sein, als deren Seismograf sie ständig neue Krisensymptome der Moderne entdecken. Ein Ergebnis dieser »Praxis« sind medienkompatible Experten, die von Journalisten für Soziologen und von Soziologen für Journalisten gehalten werden.

Literatur

- Brüderl, J., Reimer, D. 2001: Soziologinnen und Soziologen im Beruf. Ergebnisse ausgewählter Absolventenstudien der 1990er Jahre. Fakultät für Sozialwissenschaften, Universität Mannheim. www.sowi.uni-mannheim.de/lsssm/absol/absolventen_review.pdf, letzter Aufruf 31. Juli 2016.
- Claussen, D. 2012: Ist Judith Butler preiswürdig? die tageszeitung, 12. September 2012, www.taz.de/!5084212/, letzter Aufruf 28. Juli 2016.
- Entman, R.M. 1993: Framing: Towards Clarification of a Fractured Paradigm. *Journal of Communication*, 43. Jg., Heft 4, 51–58.
- Grunow, D. 2014: Innovationen in der öffentlichen Verwaltung. In M. Mai (Hg.), *Handbuch Innovationen. Interdisziplinäre Grundlagen und Anwendungsfelder*. Wiesbaden: Springer VS, 209–232.
- Héritier, A. 1993: Policy-Netzwerkanalyse als Untersuchungsinstrument im europäischen Kontext: Folgerungen aus einer empirischen Studie regulativer Politik. In A. Héritier (Hg.), *Policy-Analyse. Kritik und Neuorientierung*. PVS-Sonderheft 24, 432–447.
- Höpner, M. 2013: Die Habermas/Streck-Kontroverse. *Gesellschaftsforschung* 2. Köln: Max-Planck-Institut für Gesellschaftsforschung, 2–3.
- Kortendiek, B., Hilgemann, M., Niegel, J., Hendrix, U. 2013: Gender-Report 2013. Geschlechter(un)gerechtigkeit an nordrhein-westfälischen Hochschulen. Studien Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW, 17. www.gender-report-hochschulen.nrw.de/gender-report-2013/, letzter Aufruf 28. Juli 2016.
- Landtag Nordrhein-Westfalen 2014: Ausschussprotokoll Apr 16/501, 19. März 2014.
- Mai, M. 2016: *Regieren in der modernen Gesellschaft. Governance aus der Sicht der Ministerialbürokratie*. Opladen: Budrich.
- Mayntz, R. 1977: Die Implementation politischer Programme: Theoretische Überlegungen zu einem neuen Forschungsgebiet. *Die Verwaltung*, 10. Jg., Heft 1, 51–66.
- Mayntz, R. 2004: Governance im modernen Staat. In A. Benz (Hg.), *Governance – Regieren in komplexen Regelsystemen*. Wiesbaden: VS, 65–76.
- Nonhoff, M. 2014: Gemeinwohl und Gemeinwohlblockade: Wie »funktionieren« hegemoniale Diskurse? In *Denkwerk Demokratie* (Hg.), *Sprache, Macht, Denken. Politische Diskurse verstehen und führen*. Frankfurt am Main, New York: Campus, 51–62.
- Rendueles, C. 2015: *Soziophobie. Politischer Wandel im Zeitalter der digitalen Utopie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Schelsky, H. 1978: *Der selbständige und der betreute Mensch. Politische Schriften und Kommentare*. Frankfurt am Main, Berlin, Wien: Ullstein.
- Schrape, J.-F. 2016: Soziologie als »Marke«. Kernkompetenz, gesellschaftlicher Nutzen, Vermittlungswege. *Soziologie*, 45. Jg., Heft 3, 279–293.

Symposion:

Was ist Netzwerkforschung?

Interdisziplinäre Netzwerkforschung

Einleitung der *Initiative Netzwerkforschung interdisziplinär*

Die Theorien und Methoden der Netzwerkforschung werden in vielen Forschungsbereichen und wissenschaftlichen Disziplinen angewendet. Selbst innerhalb der Disziplinen divergiert dabei, was unter dem Oberbegriff *Netzwerkforschung* betrieben wird. Dennoch bildet ihre Vielfalt an Konzepten, Ideen und theoretischen Zugangsweisen einen erfreulich integrierenden Bezugspunkt für fächerübergreifende Projekte und Erkenntnisse. Diese Unterschiedlichkeit der fachlichen Perspektiven auf die Bedeutung von Beziehungsstrukturen schafft ein produktives Spannungsfeld und weckt Hoffnungen auf gegenseitiges Lernen und Zusammenarbeit über Disziplingrenzen hinweg. Hierzu gehört die Chance, empirische Zugangsweisen und Erklärungen zwischen unterschiedlichen Kontexten übertragen zu können. An anderen Stellen scheint es möglich, komplementäres Wissen zusammenzulegen und die Grenzen der Disziplinen in der Netzwerkforschung aufzubrechen.

Die *Initiative Netzwerkforschung interdisziplinär* will eine Plattform für den interdisziplinären Austausch in der Netzwerkforschung schaffen und interdisziplinäre Kooperationen fördern. Sie spricht Wissenschaftler *aller* Disziplinen an, die sich mit dem Netzwerkbegriff jenseits eines metaphorischen Gebrauchs auseinandersetzen und Netzwerkforschung betreiben. Für den disziplinären Austausch ist jedoch ein Basisverständnis einiger Grundbe-

griffe unumgänglich. Dabei muss keineswegs Konsens über solche Grundbegriffe bestehen. Wir müssen uns jedoch darüber verständigen, was Knoten und Kanten oder Akteure und Beziehungen *in der jeweiligen* Forschungsperspektive sind, woraus sich also die betrachteten Netzwerke konstituieren. Dies legt zu einem gewissen Grad fest, was Netzwerkforschung jeweils ist oder sein kann. Zugleich müssen die Erkenntnisziele und die Erhebungs- und Auswertungsverfahren diskutiert werden.

Diesen Fragen nach den unterschiedlichen Ansätzen in der Netzwerkforschung, ihren Annahmen, Gegenständen und Vorgehensweisen ist dieses Symposium in der Zeitschrift *Soziologie* gewidmet. Ziel ist es, unterschiedliche Forschungsstränge sowie deren Definitionen und Setzungen kennenzulernen. Die AutorInnen beantworten die Frage *Was ist Netzwerkforschung?* jeweils aus ihrer je eigenen Forschungsperspektive. Natürlich kommen ihre Antworten aus einer Disziplin heraus. Die individuellen Antworten fungieren aber nicht als disziplinäre StellvertreterInnen. Dies wäre angesichts der Vielfalt der Forschung auch innerhalb der Disziplinen kaum möglich. Stattdessen wollen wir die Vielfältigkeit der Perspektiven und Herangehensweisen dokumentieren und auch zeigen, wo Überschneidungen vorhanden sind. Daraus erhoffen wir Anregungen für künftige Forschungsfragen, -methoden und -designs. Das Symposium geht zurück auf einen Workshop, der Ende April 2016 in Darmstadt mit Unterstützung der Schader-Stiftung durchgeführt wurde. Die angestoßenen Diskussionen wurden im Dezember 2016 auf einer großen Tagung – wieder bei der Schader-Stiftung in Darmstadt – zum »Stand der Netzwerkforschung« fortgeführt. Informationen finden sich auf der Seite: www.schader-stiftung.de/themen/kommunikation-und-kultur/fokus/netzwerkforschung.

Netzwerkforschung: Grundlagen, Mikronetzwerke, Medien, Kultur und Interdisziplinarität

Was ist das Besondere an Netzwerkforschung? Sie nimmt eine Änderung der Perspektive hin auf Relationen vor. Diese relationale Perspektive ist die Klammer unterschiedlicher Zugänge zur Netzwerkforschung. Zentral sind dabei nicht die Kombinationen von Eigenschaften einzelner Personen und auch nicht deren Einstellungen oder deren Subjektivität; in den Mittelpunkt stellt die Netzwerkforschung die Struktur der Relationen. Man geht

nicht von der Sichtweise einzelner Personen aus, sondern überlegt, welche Konsequenzen aus den Verbindungen der verschiedenen Einheiten entstehen. Durch diesen Wechsel des Blicks auf die soziale Welt ergeben sich Erkenntnisse, die oft völlig anders und überraschend sind.

Dies lässt sich an Beispielen der eigenen Forschung belegen: Präferenzen sind nicht Vorlieben von Einzelnen, sondern diese werden in Gruppen ausgehandelt (Stegbauer, Rausch 2012); die Kommunikation im Internet ist weder strukturlos, noch gleicht sie einem deliberativen Diskurs, denn die Untersuchung der Beziehungsstruktur deckt große Ungleichheiten zwischen den Teilnehmern auf (Stegbauer 2001). Die Analyse der Diskussionsstruktur in einem Projekt wie Wikipedia, an dem jeder ohne Qualifikationsnachweis teilnehmen kann, zeigt, dass hier eine Führungsschicht entstand und nun das Sagen hat (Stegbauer 2009). An diesen Beispielen ist zu erkennen, dass die Netzwerkforschung, soziologische Aufklärung betreiben und altbekannte Paradigmen begründet in Frage stellen kann.

Deutlich wird, dass eine ganze Reihe an Herausforderungen vorhanden ist (unter anderem Glückler in diesem Heft), die das Forschungsfeld bestimmen und an Bedeutung gewinnen wird. Anders als etwa die neoinstitutionalistische inhaltliche Bestimmung des Netzwerkbegriffs (zum Beispiel Powell 1990; Podolny, Page 1998) geht die Netzwerkforschung meist von einem schlichten formalen Netzwerkbegriff aus: Ein Netzwerk besteht aus einer definierten Menge von Knoten und Kanten und Verbindungen zwischen ihnen (Wasserman, Faust 1994: 20). Gerade weil die Definition so einfach ist, ergeben sich weitere theoretische und methodische Fragen: Wo hört ein Netzwerk auf? Sind die Knoten gegeben oder verändern sich diese in der Netzwerkkonstellation? Was transportiert eine Beziehung an Inhalten und Bedeutungen? Wie interpretiert man die Struktur? Welche Daten sind notwendig, um die Struktur interpretieren zu können? Kann man die Dynamik in Netzwerken erfassen und analysieren/modellieren? Wie sagt man die Strukturentwicklung in Netzwerken voraus?

Einfache Strukturuntersuchungen von »geschlossenen Netzwerken« (*networks in a box*), kommen schnell an Grenzen, wenn sie nicht durch zusätzliches Wissen ergänzt werden. So werden Methoden zur Erklärung der Struktur benötigt. Welche das sind, ergibt sich aus der Forschungsfrage und kann nicht allgemein beantwortet werden. Es kommen qualitative Verfahren, quantitative Befragungen oder vermehrt Text- oder Sequenzanalysen in Frage.

Weil die Netzwerkforschung eine Verschiebung der Sichtweise vornimmt, kann sie in neue Forschungsgebiete vorstoßen. Dadurch gelangt

man von gegebenen Akteuren und deren Eigenschaften und Motiven zur Entwicklung der Identitäten innerhalb Relationen. Es ergeben sich neue Erklärungen für soziale Phänomene, welche die Sozialwissenschaften weiterbringen (und viele Anschlüsse an andere spezielle Soziologien etwa die Wissenssoziologie oder die Kulturosoziologie).

Eine der Grenzen klassischer Strukturuntersuchungen findet sich bei den Grundlagen der in der Netzwerkforschung einbezogenen Beziehungen, etwa wenn man fragt, welche Bedeutung die in Netzwerken gemessenen Beziehungen haben. Was transportieren schematisch abgefragte *types of ties* wie »Freundschaft«, »gemeinsame Anwesenheit« oder »Ratsuche« eigentlich? Während die Netzwerkanalyse lediglich auf die Struktur grober Beziehungstypen schaut, ist hier die Frage, was eigentlich dahinter steht. Diese Einbeziehung der Inhalte lässt sich als »Herausbildung von Alltagskultur« untersuchen, also das, was Ann Swidler (1986) als Kultur definiert (in Situationen entwickelte Verhaltensweisen, Interpretationen). Als Erklärung für Verhalten kommen nicht individuelle Präferenzen oder Motive in Frage, sondern die in Situationen herausgebildeten Bedeutungen. Dort werden die Inhalte produziert, welche dann in Netzwerkstrukturuntersuchungen die besonderen Eigenschaften der in Beziehung stehenden ausmachen. Eine Möglichkeit ist es, dies anhand von Mikronetzwerken (2 bis 6 Personen) in experimentellen Settings zu untersuchen. Hieran lässt sich zeigen, dass Präferenzen und Verhaltensweisen Produkte von Aushandlungsprozessen dieser Mikronetzwerke sind. Schaut man auf Situationen in Mikronetzwerken, so werden dort von außen weiter verbreitete Kulturelemente eingeführt, die dann allerdings durch Aushandlungen immer wieder überformt werden. Man kann sagen, es entwickeln sich durch gegenseitige Anpassung und gleichzeitig ablaufende Diskontinuitätsprozesse Mikrostrukturen heraus, die man als Wirkung von Beziehungsstrukturen auffassen kann (Stegbauer 2016, ähnlich auch Clemens in diesem Heft).

Bimodale (oder multimodale) Netzwerke, bei denen unterschiedliche Modi, etwa Akteure und »Events« analysiert werden, sind ein vielversprechender weiterer Gegenstand von Untersuchungen. Die Events stehen dabei für die Inhalte, die Bedeutung, die Kultur, welche beispielsweise durch die Anwesenheit von Personen weitergegeben werden. Auf diese Weise diffundieren kulturelle Tools – was also auch Gegenstand der Netzwerkforschung sein kann.

Diese Möglichkeiten, durch den Perspektivwechsel zu neuen Erkenntnissen zu kommen, haben zu einer rasenden Diffusion des Netzwerkparadig-